

TONY HAWKS
Mit dem Kühlschrank
durch Irland



GOLDMANN

Buch

»Hiermit wette ich um 100 Pfund, dass Tony Hawks es nicht schafft, innerhalb eines Kalendermonats mit einem Kühlschranks die Küste von ganz Irland entlangzutrampen.« Die Wette hat Kevin fast schon verloren, denn Tony ist wild entschlossen, die Herausforderung anzunehmen – auch wenn der Schreck nach durchzechter Nacht erst mal groß ist, als ihm dämmert, auf welche absurde Angelegenheit er sich da eingelassen hat. Als er an einem verregneten irischen Morgen tatsächlich startet, ist ihm schon etwas mulmig zumute, doch da hat er die Rechnung ohne seinen Kühlschrank gemacht. Der entpuppt sich nämlich als äußerst sympathischer Reisegefährte, der Tony die Tür in die Herzen aller öffnet. Ehe sich die beiden versehen, sind sie *die* Attraktion im Land, stürmisch begrüßt, wohin sie auch kommen, und immer wieder geraten sie in die kuriosesten Situationen: Als die Fähre nach Tory Island ihren Dienst versagt, mobilisieren dreißig Leute das Verteidigungsministerium in Dublin, um einen Helikopter zu organisieren. Bingo, der Besitzer eines Strandpubs, besteht darauf, mit dem Kühlschrank zum Surfen zu gehen, und die Mutter Oberin der berühmten Kylemore Abbey lässt es sich nicht nehmen, ihn zu segnen. In Cork wird in einer Bar zu seinen Ehren die weltweit erste »Fridge Party« geschmissen, und in einem Hotel bekommt er sein eigenes Bett. Tony dafür hat seine erste erotische Begegnung in einer Hundehütte, und als die beiden nach vier Wochen an ihrem Ziel ankommen, ist der Beweis erbracht – es gibt nichts auf der Welt, was zu unsinnig wäre, als dass es sich nicht lohnen würde, es eben doch zu tun ...

Autor

Tony Hawks begann seine Karriere mit einem Überraschungserfolg für seine völlig unbekanntes Band, die über Nacht mit dem Song »Stutter Rap« die britischen Charts eroberte. Seitdem bemüht er sich um etwas mehr Ernsthaftigkeit in seiner Arbeit und ist durch seine Radio- und Fernsehsendungen ein bekannter Komiker und Entertainer in England geworden. Weitere Informationen unter www.tony-hawks.com

Tony Hawks

Mit dem
Kühlschrank
durch Irland

Aus dem Englischen
von Xaver Engelhard

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Round Ireland with a Fridge«
bei Ebury Press, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

34. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung 8/2000

Copyright © der Originalausgabe 1998

by Tony Hawks

All rights reserved

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Shame McCarthy

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Redaktion: Henriette Zeltner

CN · Herstellung: Str.

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-44641-4

www.goldmann-verlag.de

Für Sylvia

Vorwort

Es ist normalerweise nicht meine Gewohnheit zu wetten. Die folgenden Seiten sind dafür jedoch kein Beweis. Sie sind nämlich voll und ganz das Resultat einer Wette.

Es ist normalerweise nicht meine Gewohnheit zu trinken. Die Wette, die zu diesem Buch geführt hat, ist dafür jedoch kein Beweis. Ich bin sie nämlich eingegangen, als ich sternhagelblau war.

Alles, was Sie von hier an lesen werden, ist eine Huldigung dessen, was man als Folge eines miesen, versoffenen Abends erreichen kann.

Wenn ich nur ...

1989 reiste ich zum ersten Mal nach Irland. Ich weiß auch nicht, wieso es so lange gedauert hat. In manche Gegenden der Welt versucht man mit Absicht zu gelangen, bei anderen muss man warten, bis einen das Schicksal dorthin verschlägt.

Als es für mich Zeit wurde, den Fuß auf die smaragdgrüne Insel zu setzen, geschah dies wegen eines schlecht geschriebenen Songs. Seamus, ein irischer Freund in London, hatte mich gedrängt, ein Lied für ihn und seinen Kumpel Tim zu komponieren, mit dem sie bei der *International Song Competition* teilnehmen könnten, die jedes Jahr in seiner Heimatstadt abgehalten wird. Die Qualifikation für das Finale, so erklärte er mir, sei eine reine Formalität, sofern ich mich bereit erklärte, das Publikum während der zwanzig Minuten, die die Jury zur Beratung brauchte, als Stand-Up-Comedian zu unterhalten. Seamus wollte ein witziges Lied, und er bat mich, mir etwas einfallen zu lassen, das sich von den anderen, normalen Beiträgen »abheben« würde. Mein Lied hob sich dadurch ab, dass es das Niveau der anderen deutlich unterbot.

Das Lied, das ich schrieb, hieß »I Wanna Have Tea With Batman«. Ich halte mich eigentlich für einen guten Songschreiber (obwohl mein bisher einziger Erfolg die Single »Stutter Rap« von ›Morris Minor And The Majors‹ ist), aber dieses Lied war – wie soll ich sagen? – ja, das ist es: Es war schlecht. Aber eins muss man Seamus und Tim lassen: Sie haben den dazu passenden Auftritt hingelegt.

Im Zuge einer ungewöhnlichen Idee, die man im besten Fall als surreal, im schlimmsten als peinlich bezeichnen könnte, verkleideten sich die beiden als Batman und Robin. Zumindest war das ihre Absicht, aber ein bescheidenes Kostümbudget führte dazu, dass sie geliehene Strumpfhosen, diverse Lycrateile und Universitätsroben, die als Umhänge dienten, trugen. Sie erinnerten an zwei Kinder, die von ihren desinteressierten Eltern zu einem Kostümwettbewerb angemeldet worden waren. Seamus machte sich deshalb aber keine Sorgen, denn seine Vorstellung von Humor war, dass es vollauf genüge, ein »schockierendes« Outfit zu tragen. Und dann tat er seinen Geniestreich kund: Einer von ihnen würde eine Teekanne in der Hand halten und der andere einen Wasserkessel.

Man musste seinen Mut bewundern, denn der Auftritt fand in seiner Heimatstadt statt, und alle, die er aus seiner Kindheit kannte, würden da sein. Freunde, Verwandte, Lehrer, Ladenbesitzer, Barkeeper, Penner und Priester standen geschlossen hinter ihm. Wenn man sich bloßstellen wollte – und Seamus würde ohne Zweifel genau dies tun –, war kaum ein Publikum vorstellbar, bei dem diese Aktion mehr Resonanz finden würde.

Seamus und Tim bauten sich in der Mitte der Bühne auf. Das Publikum hielt deutlich hörbar die Luft an. Für die Zuschauer wies nur wenig darauf hin, dass es sich bei den beiden Figuren vor ihnen um Batman und Robin handeln sollte, und das großartige Durcheinander aus Farben, Strumpfhosen und Küchenutensilien verblüffte sie eindeutig.

Ich sah ihnen von hinten aus zu und verspürte zum ersten Mal eine seltsame Mischung aus Verwunderung und Unbehagen. Ich konnte an den Gesichtern der beiden Männer ablesen, dass ihr Glaube an die Richtigkeit ihrer Kostümwahl mit jeder endlosen Sekunde schwand. Glücklicherweise ging das Staunen der versammelten Gäste in Applaus über. Der Dirigent suchte den Blick unserer beiden Comic-Helden, und

diese nickten zum Zeichen, dass sie bereit wären. Die Band legte los. Sie beendete das Intro, aber weder Tim noch Seamus begann zu singen. Sie sahen einander vorwurfsvoll an. Gelähmt vor lauter Nervosität hatte einer von ihnen den Einsatz verpasst. Um mich herum ließen einige die Köpfe in die Hände sinken. Seamus, ein Mann voller Geistesgegenwart, trat nach vorne und gab dem Dirigenten ein Zeichen, damit er die Band unterbräche. Überraschenderweise ignorierte der Maestro ihn. Er tat so, als sähe er Seamus' verzweifelte Signale nicht. Um Himmels willen, war es möglich, dass er so schlechte Augen hatte? War es möglich, die winkenden Arme eines vielfarbigen, mit einem Umhang ausgestatteten Kreuzritters zu übersehen, der wütend eine Teekanne schwenkte?

Der Dirigent arbeitete konzentrierter, als es die meisten von uns in ihren kühnsten Träumen schaffen. Er musste einen langen Abend hinter sich bringen, und er würde ihn so schnell es ging hinter sich bringen. Die Möglichkeit, abubrechen und ein Stück noch mal von vorne zu beginnen, weil jemand Mist gebaut hatte, gab es in seinem Konzept nicht. Nicht einmal, wenn es sich um den »guten alten Seamus« vom anderen Ende der Straße handelte. Und so hielt er den Kopf mit der Verstocktheit eines Generals aus dem Ersten Weltkrieg gesenkt, und die Band spielte weiter.

Die Zeit gefror. Ich kann nicht sagen, wie lange es dauerte, bis Seamus sein verzweifeltes Gestikulieren aufgab und Tim einen Schlag versetzte, worauf die beiden zu singen begannen. Tatsächlich kann ich mich nicht einmal daran erinnern, wie schlecht der Rest ihres Auftritts war. Aber wen kümmert das schon? Das Publikum applaudierte, die beiden gewannen den Preis für den »unterhaltsamsten Auftritt«, und meine Faszination von Irland nahm ihren Anfang.

Neben dem Debakel auf dem Gesangswettbewerb hatte es noch einen Vorfall gegeben, der dafür sorgte, dass dieser ers-

te Ausflug nach Irland mir auf ewig unvergessen bleiben wird. Nach meiner Ankunft in Dublin wurde ich von Seamus' altem Freund Kieran empfangen und nach Cavan gebracht. Während wir nach Norden fuhren, diskutierten wir die Chancen von Batman und Robin (Kieran hielt sich bei diesem Thema eigenartig bedeckt, aber später habe ich verstanden wie so, denn ich erfuhr, dass er ihren Proben beigewohnt hatte). Ich bemerkte einen Trampler am Straßenrand und fasste ihn ins Auge, wie man es bei Trampnern macht, um innerhalb von Sekundenbruchteilen ihr Aussehen und ihre Eignung als Reisebegleiter abzuschätzen. Dieser hier war seltsam. Sehr seltsam. Er hatte etwas bei sich, und er stützte sich darauf. Es war ein Kühlschrank. Dieser Mann trampelte mit einem Kühlschrank.

»Kieran, versucht dieser Mann mit einem Kühlschrank zu trampeln?«

»O ja.«

Nichts in Kierans Stimme verriet auch nur das geringste Anzeichen von Überraschung. Ich war eindeutig in einem Land angekommen, in dem der Begriff »exzentrisch« eine ganz andere Bedeutung hatte, als ich gewohnt war.

Die Jahre vergingen. (Diesen Satz wollte ich schon immer mal schreiben.) Der Gesangswettbewerb war zu einer Anekdote geworden, die ungefähr alle zwei Jahre anlässlich von Dinnerparties hervorgekramt wurde, und ein Hinweis auf den Trampler mit dem Kühlschrank begleitete sie immer als eine Art Nachwort. Aus irgendeinem Grund hatte sich der Anblick dieses Mannes mit seinem großen weißen Anhängsel unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich sah ihn immer noch dort am Straßenrand, und etwas in seinem Gesichtsausdruck verriet die felsenfeste Überzeugung, dass die Anwesenheit des Kühlschranks in keiner Weise seine Chancen, von jemand mitgenommen zu werden, verringerte. Manchmal

dachte ich, dass ich ihn mir nur eingebildet hätte, aber nein, Kieran konnte dieses Wunder ja bezeugen.

Wäre Kieran nicht gewesen, hätte ich meiner Einbildungskraft erlauben können, die Begegnung mit dem »Fridge Man«, dem »Kühlschrankmann«, zu einer Art spirituellem Erweckungserlebnis fortzuspinnen, zu einer Offenbarung, zur Erscheinung eines Engels, eines Symbols der Zuversicht inmitten dieser trostlosen, zynischen Welt. Ich würde sein Apostel werden und seine Botschaft verbreiten: Wir alle können unsere Last mit der Leichtigkeit des »Fridge Man« tragen, wenn wir uns nur darauf verlassen, dass unsere Mitmenschen anhalten und uns auf unserem Weg weiterhelfen werden. Ich würde Flugblätter auf den Bahnhöfen verteilen, Versammlungen organisieren und allmählich Anhänger einer visionären Utopie gewinnen, der gemäß man nur die Tür zur Welt zu öffnen braucht, damit ein kleines Licht angeht und die Lebensmittel beleuchtet werden.

Oder ich riss mich einfach zusammen.

Und genau das habe ich dann getan. Der Vorfall mit dem Kühlschrank war vergessen und in jenen Winkel meines Hirns verbannt, in den die Dinge von verschwindend geringer Bedeutung gehören. Es bedurfte Unmengen Alkohols, um ihn von dort wieder in mein Bewusstsein zu schwemmen.

Der Anlass war eine Dinnerparty mit einigen Freunden in Brighton. Wir hatten Wein im Übermaß konsumiert, und die Atmosphäre war, sagen wir mal: lebhaft. Ungefähr um Mitternacht begannen die Anwesenden eine Diskussion über die Vorzüge des neuen Kühlschranks, den Kevin gekauft hatte, und dann, nach einigen Umwegen, wandte sich unsere Aufmerksamkeit seiner geplanten Reise nach Irland zu. Das Zusammentreffen dieser beiden Themen löste eine triumphale Wiederauferstehung meiner »Tramper mit Kühlschrank«-Geschichte aus, die ich den Gästen in Form einer Kette gelallter Worte mitteilte. Kevins Antwort war unzweideutig.

»Blödsinn.«

»Kein Blödsinn«, erwiderte ich. Ich hatte gehofft, dass ihm das genügen würde, aber er ließ nicht locker.

»Doch. Niemand würde einen Typen mit einem Kühlschrankschrank mitnehmen.«

»In Irland schon. Es ist ein magisches Land.«

»Magisch! Wie mein Arsch.«

Ich beließ es dabei. Ich wusste aus Erfahrung, dass jemandem, der seinen Arsch als magisch bezeichnet, nicht an einer anregenden und geistreichen Debatte gelegen ist.

Als ich am nächsten Morgen in einem körperlichen Zustand aufwachte, der mich daran erinnerte, was am Abend zuvor passiert war, entdeckte ich neben meinem Bett einen Zettel:

»Hiermit wette ich um 100 Pfund, dass Tony Hawks es nicht schafft, innerhalb eines Kalendermonats mit einem Kühlschrankschrank die Küste von ganz Irland entlangzutrampen.«

Darunter stand Kevins Unterschrift, und unter dieser ein unleserliches Gekritzel, von dem ich vermutete, dass es von mir stammte.

So war es zu der Wette gekommen.

Also, es nützt nichts, wenn ich behaupte, dass mir der Fehdehandschuh vor die Füße geworfen worden war und dass meine Ehre auf dem Spiel stand, falls ich ihn nicht aufgehoben und mich der Herausforderung gestellt hätte. Ich war betrunken gewesen, und Kevin auch, und wenn die Leute sich an das halten müssten, was sie gesagt haben, als sie besoffen waren, dann wären wir alle tragische Helden, in armseligen Schicksalen gefangen, in die wir durch unsere eigenen, unbedachten Worte geraten sind. Ich wäre immer noch mit Alison Wilcox

zusammen, der ich als Teenager während eines bierseligen One-Night-Stands erzählt hatte, dass ich sie »für immer« lieben würde. Mir fällt es schwer, mir unser gemeinsames Leben vorzustellen – Bausparvertrag, Kinder und Ford Mondeo –, denn das Einzige, was wir wirklich gemeinsam hatten, war die Unfähigkeit, uns am nächsten Morgen an den Namen des anderen zu erinnern.

Als ich endlich dazu kam, Kevin anzurufen, hatte er nur noch eine sehr vage Erinnerung an die ganze bedauerliche Angelegenheit. Nie und nimmer hätte er von mir verlangt, dass ich mich an eine Abmachung halte, an die er sich kaum selbst mehr erinnerte. Warum also habe ich dann einen Monat später allen Ernstes darüber nachgedacht, die Wette anzunehmen? Es war nicht nötig, absolut nicht nötig, und trotzdem saß ich da, studierte eine Karte von Irland und versuchte herauszufinden, wie viele Kilometer es wären, wenn man die ganze Küste entlangfahren würde. Ich litt an etwas, das die Psychoanalytiker das W.E.L.B.T.-Syndrom nennen.¹

Natürlich ist die Logik derjenigen, die am W.E.L.B.T.-Syndrom leiden, gestört und kann daher leicht widerlegt werden. Ich zitiere ein kurzes Gespräch, das ich mit einem Bergsteiger geführt habe (Bergsteiger sind vermutlich die bekanntesten Opfer dieses Syndroms), um zu zeigen, wie leicht dies zu bewerkstelligen ist:

»Warum versuchen Sie, während der unwirtlichen äußeren Bedingungen des alpinen Winters die gefährliche und schwierige Nordostwand des schrecklichen Matterhorns zu bezwingen?«

»Weil sie da ist.«

»Aber das sind Ihre Pantoffeln und die Fernbedienung für den Fernseher auch.« Q.E.D., meine ich.

1 W.E.L.B.T.-Syndrom: Wird-etwas-leicht-Blödsinniges-tun-Syndrom. (Quelle: Freud, *Träume und das Unbewußte*, 1896)

Warum unterwirft man sich unbeschreiblichen Schmerzen und Entbehrungen, wenn es auch die Möglichkeit gibt, mal kurz ein bisschen bummeln zu gehen und danach ein wenig zu ruhen? Warum *einhändig segeln*, wenn man *einhändig lesen* kann, warum *wandern*, wenn man *Taxi fahren* kann, warum sich *abseilen*, wenn man *die Treppe benutzen* kann, warum *stehen*, wenn man *sitzen* kann, warum *sich die Greatest Hits von Oasis anhören*, wenn man *sich das Leben nehmen* kann?

Und es nützt nichts, so zu tun, als wäre das W.E.L.B.T.-Syndrom selten, denn wir alle kennen jemanden, der an ihm leidet. Irgendjemand in der Arbeit oder dessen Bruder oder jemand in der Aerobic-Stunde ist schon mal einen Marathon gelaufen. 42,195 Kilometer. 42,195 sinnlose Kilometer. Und kennen wir jemanden, dem es Spaß gemacht hat? Natürlich nicht. Sie tun vielleicht so, als würde es ihnen Spaß machen, aber sie lügen. Das Leben ist voller Geheimnisse, Zweifel und unergründlicher Rätsel, aber wenn wir uns einer Sache sicher sein können, dann dieser:

42,195 Kilometer zu rennen ist *kein Spaß*.

Vermutlich war es ein Amerikaner, der den Spruch »Schmerzt es nicht, wirkt es nicht« erfunden hat. Es wäre schön zu wissen, dass ihm kurz, nachdem er diese Worte geäußert hat, jemand eine aufs Maul gegeben hat, um zu demonstrieren, wie gut es bei ihm wirkt.

Und trotzdem war ich genauso verblendet wie ein Marathonläufer. Vielleicht sogar noch verblendeter. Was ich ins Auge fasste, widersprach aller Logik. Ich saß bis spät in der Nacht da und wog die Pros und Kontras ab. Nun gut, die Kontras überwogen bei weitem, aber manchmal schaffte ich es, das ganze Unterfangen heroisch wirken zu lassen. Ein Abenteuer, das Unbekannte, die Chance, etwas zu tun, was

noch niemand zuvor getan hatte. Mein Gott! Etwas, das noch niemand getan hat! Das ist etwas, von dem die meisten nur träumen können.

Wenn Sie sich nicht sicher sind, wie weit die Menschen zu gehen bereit sind, um sich von ihren Mitmenschen abzuheben, dann blättern Sie doch mal im *Guinness Buch der Rekorde*, wenn Sie das nächste Mal in der Bibliothek ein paar Minuten Zeit haben. Das ist genau das, was ich eines Morgens tat: Ich überprüfte die Eintragungen unter »Kühlschrank« und »Trampen«, um mich zu vergewissern, dass das ganze Irland/Kühlschrank-Vorhaben nicht längst von einem Biologie-Studenten aus Sheffield mit Erfolg realisiert worden war. Meine Recherche verschaffte mir Erleichterung, denn ich entdeckte, dass genau dieses Abenteuer noch niemand gewagt hatte, aber viele der Sachen, die stattdessen unternommen worden sind, kann man ehrlich gesagt schwer glauben:

Akira Matsushita aus Japan ist zwischen dem 10. Juli und dem 22. August 1992 auf einem Einrad von Newport, Oregon, nach Washington D. C. gefahren und hat dabei eine Strecke von 8390 Kilometer zurückgelegt.

Ziemlich eindrucksvoll, vor allem wenn man bedenkt, dass die meisten Leute froh wären, wenn sie es auf einem Einrad auch nur bis zur anderen Seite des Zimmers schaffen würden. Aber diese Leistung Akiras muss einen anderen ambitionierten Einradfahrer, Ashrita Furman aus den Vereinigten Staaten, geärgert haben, der einen eigenen Rekord aufstellen wollte, sich aber außerstande sah, die Tat des einrädigen Japsen zu überbieten. Was sollte er also tun? Natürlich – ganz klar, nicht wahr? Man versucht, mit dem Einrad *rückwärts* zu fahren.

Ashrita Furman aus den Vereinigten Staaten ist am 16. September 1994 in Forrest Park, Queens, auf einem Einrad 85,5 Kilometer rückwärts gefahren.

Nun, ich hoffe, seine Eltern sind stolz auf ihn. Was für eine

wertvolle Fertigkeit ihr Sohn doch erlernt hat! Das weitere Studium dieses bizarrsten aller Lehrbücher offenbarte, dass Ashrita nur einer von vielen ist, die meinen, wenn man einen Rekord nicht vorwärts brechen kann, versucht man es am besten rückwärts:

Timothy »Bud« Badya ist am 24. April 1994 in Toledo, Ohio, den schnellsten Rückwärtsmarathon gelaufen: 3 Stunden 53 Minuten und 17 Sekunden.

Ich überprüfte, ob Timothy »Bud« Badya auch einen Eintrag unter »Größter Wichser« geschafft hatte, wurde aber enttäuscht. Meine Glückwünsche gehen an den konservativen Abgeordneten Edward Leigh.

Bevor ich das Buch in das Regal zurückstellte, durchforstete ich die Seiten nach einem Eintrag unter »Die meisten vergeblichen Versuche, in das *Guinness Buch der Rekorde* zu kommen«, und hoffte dabei auf eine Liste zu stoßen wie:

Größte Menge an Käse, die bei Windstärke 8 gegessen wurde.

Größte Anzahl an Jahren, die darauf verwandt wurden, den Briefträger jeden Morgen zu erschrecken.

Glänzendste Ohren.

Größtes Stück Holz, das mit Buntstiften angemalt wurde.

Bissigster Hund.

Größter Fisch.

Kleinste Badehose.

Aber ich fand nichts. Ich hoffe, eines Tages werden die Herausgeber einsehen, wie wichtig es wäre, diese Kategorie einzuführen.

Ansichts der Bemühungen von Ashrita Furman, Timothy »Bud« Badya und Kollegen kam ich also zu dem Schluss, dass mein Plan ziemlich vernünftig war, denn die meiste Zeit würde ich mich in die Richtung bewegen, die als »vorwärts« bekannt ist. Die Erkenntnis, nicht den Verstand verloren zu haben, machte mich glücklich (ich war tatsächlich so glück-

lich, dass ich einen kleinen Tanz hinlegte und in der High Street lauthals zu singen anfang). Danach konnte ich einem weiteren Faktor im Prozess meiner Entscheidungsfindung Beachtung schenken: dem Bedauern.

Ich erinnerte mich an etwas, das Nigel Walker einmal gesagt hat: »Es gibt vier Worte, die ich als alter Mann nicht sagen müssen möchte: ›Hätte ich doch nur ...‹« Wir alle haben unsere eigenen »Hätte ich doch nur«s. Hätte ich doch nur mehr gelernt, hätte ich doch nur mit den Klavierstunden weitergemacht, hätte ich doch nur dieses Mädchen an der Bushaltestelle angesprochen, hätte ich doch nur dieses Mädchen an der Bushaltestelle nicht angesprochen, hätte ich mich doch nur am Morgen an Alison Wilcox' Namen erinnert.

Nigel Walker ist ein ehemaliger Hürdenläufer, der an einer Olympiade teilgenommen und die Leichtathletik aufgegeben hat, um Rugbyspieler in Wales zu werden. Mir wurde das Privileg zuteil, ihn auf einem Empfang kennen zu lernen, den ich für ein großes Industrieunternehmen organisierte. Er hielt eine Rede über sein Leben unter besonderer Berücksichtigung der »Notwendigkeit, sich zu verändern«. Es gibt nur wenige Menschen, die besser geeignet wären, über dieses Thema zu sprechen. Sein Vortrag wurde von Videoclips seiner sportlichen Erfolge und seines einen sportlichen Misserfolgs begleitet. Das war das Halbfinale des 110-Meter-Hürdenlaufs bei den Olympischen Spielen 1984, auf das er sich vier Jahre lang mit intensivem, anstrengendem und manchmal beinahe mörderischem Training vorbereitet hatte. Als Nigel die Videoaufzeichnung des Rennens zeigte, beobachteten wir alle voll Entsetzen, wie er mit dem vorderen Fuß gegen die siebte Hürde stieß und zu Boden stürzte. In diesem Augenblick spürten alle Nigels Enttäuschung, als wäre es die ihre, diese plötzliche Zerstörung eines so lang gehegten Traums, das brutale Ende seines Strebens nach Ruhm, den psychischen und physischen Schmerz.

Nigel hielt das Video an und lächelte. (Es muss einige Jahre gedauert haben, bis er diese Nummer drauf hatte.) »Und was dann?«, fragte er mit charakteristischem Understatement. Anschließend erklärte er uns, dass er an diesem Tiefpunkt zwar mit dem Gedanken gespielt habe, seine Karriere zu beenden, aber erst vier Jahre später, als er es nicht schaffte, sich für die Olympiade von 1992 zu qualifizieren, endgültig zu der Überzeugung gelangt sei, beim Rugby besser aufgehoben zu sein. Freunde und Kollegen rieten ihm davon ab, aber er hatte sich bereits dazu entschlossen, und das nicht zuletzt deshalb, weil er sich nicht später einmal sagen hören wollte »Hätte ich doch nur ernsthaft versucht, Rugby zu spielen«.

Die Videoaufzeichnungen, die folgten, waren daher besonders wichtig. Es handelte sich um eine Zusammenstellung seiner großartigen Auftritte bei Länderspielen für Wales, und sie hoben die Stimmung des Publikums aus der Industrie, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Aber keine Sorge, die Rede des Generaldirektors zum Thema »Unternehmensrestrukturierung auf dem Inlandsmarkt« setzte dem bald ein Ende.

Bevor sich jedoch der Generaldirektor stolz hinter dem Rednerpult aufbauen und beginnen konnte, die Sinne des gerade frohgemuten Publikums gleich wieder zu betäuben, sollte ich zu Nigel auf die Bühne kommen und ein kurzes Interview mit ihm führen. Ich hatte eine Frage, die ich mir einfach nicht verkneifen konnte:

»Nigel, hast du dir, als du mit zwei übel zugerichteten Knien auf der Olympiarennstrecke neben einer umgekippten Hürde lagst, nicht gedacht ›Hätte ich doch nur das Bein ein bisschen höher gestreckt ...?‹«

Ein Prinz und eine Kokosnuss

Die Frage, die ich Nigel gestellt hatte, war natürlich ein bisschen gemein gewesen, aber das Gelächter, das sie hervorrief, rechtfertigte sie. (Meiner Meinung nach jedenfalls.) Nigel konnte mit uns mitlachen, weil seit dem schrecklichen Vorfall 1984 genug Zeit verstrichen war. Und obwohl ich darüber einen Witz gemacht hatte, glaubte ich, dass Nigel uns eine erstklassige Lebensphilosophie verraten hatte. Mir gefiel die Vorstellung, alles zu versuchen, was einem möglich war, um so die Wahrscheinlichkeit zu verringern, dass man sich später als Greis sagen musste »Hätte ich doch nur«.

Der tiefere Sinn meiner Frage, falls es einen gab, lag darin, aufzuzeigen, dass die »Hätte ich doch nur«s unvermeidlich und ein notwendiger Bestandteil des Lebens sind. Hätte ich doch nur das Flugzeug nicht genommen, das gerade abstürzt, hätte ich doch nur den Vulkan nicht bestiegen, der jetzt ausbricht, hätte ich doch nur den Fuß nicht in die Hundescheiße gesetzt. Der Trick besteht darin, Herr seines Lebens zu bleiben, so weit man es kontrollieren kann, und dem Rest mit einem Lächeln die Stirn zu bieten. Aber wir müssen uns ins Leben stürzen. Nur ein Narr würde die fantastischen Möglichkeiten auslassen, die es ihm bietet. Und so kam es, dass ich mich bald in einem riesigen Elektrogeschäft wiederfand und mir Kühlschränke ansah.

Herrje, es sind einige großartige Modelle auf dem Markt!

Darren war äußerst aufmerksam. Ich wusste, dass er Darren hieß, weil er einen Anstecker trug, auf dem »Darren« stand und darunter: »Ich bin hier, um Ihnen zu helfen.« Er muss so um die zwanzig gewesen sein und schwitzte nervös. Er trug seine Krawatte ungeschickt und mit offensichtlichem Widerwillen. Der Ladenuniform, einem blauen Pullover mit dazu passender Hose, gelang es mit Darren als Dressman nicht, die Botschaft vom unternehmerischen Erfolg zu vermitteln. Für ihn war »Stil« kaum mehr als ein Wort, das im Wörterbuch zwischen »staksig« und »stottern« stand. Alles an ihm legte die Vermutung nahe, dass er den Job nicht machte, weil er dem Rest der Meute voraus war, was das Verkaufen von Elektrogeräten anging, sondern weil er einen sensationell miesen Stundenlohn dafür kassierte.

Wir verschafften uns einen Überblick über das Angebot. Eine weiße Masse füllte eine ganze Ecke des riesigen Ladens. Wer hat behauptet, dass Auswahl etwas Gutes ist? Diese Vielzahl an Wahlmöglichkeiten erleichterte mein Leben kein bisschen, und Sie können sicher sein, dass sie Darrens in einen absoluten Alptraum verwandelte.

»Was genau suchen Sie?«, fragte er mit zu leiser Stimme.

Schwierige Frage. Was ist einem bei einem Kühlschrank denn wichtig? Die nächstliegende Antwort kann man nicht geben: »Nun, ich brauch etwas, das meine Lebensmittel kühl hält.« Was gibt es sonst noch zu beachten? Es ist schließlich nicht wie bei einem Auto, oder? Ich kann nicht sagen, ich hätte lieber eine Automatik oder eine Servolenkung, und ich brauche auch keine Zeit auf die Wahl der Farbe zu verwenden. Alle Kühlschränke sind weiß. Weiß. Jungfräulich weiß. Nachdem es mir nicht möglich war, zwanglos zu antworten »Nun, Darren, ich suche nach etwas in Hellblau«, entschied ich mich für »Was ist denn das leichteste Modell, das Sie haben?«

Darren wurde blass. Nichts in seiner oberflächlichen Ausbildung hatte ihn auch nur annähernd auf so etwas vorbereitet.

»Das leichteste?«

»Ja, das leichteste.«

»Wieso? Werden Sie ihn viel bewegen?«

»Das könnte man so sagen, ja.«

Ich kaufte an diesem Tag nichts. Das war nicht Darrens Fehler. Es war sogar so, dass seine spektakuläre Ignoranz auf dem Gebiet der Kühlschränke ihn mir sympathisch erscheinen ließ. Ich will nicht mit technischem Kauderwelsch zuge labert werden. Was ich brauche, ist genau die Art von Gespräch, wie ich es mit Darren führen konnte.

Tony: »Ah, dieser hier ist noch mal 50 Pfund teurer. Er ist sicher besser.«

Darren: »Vermutlich.«

Darren wusste, dass der Kunde immer Recht hat. Für ihn beruhte dieses Wissen auf der Erfahrung, dass er selbst fast immer Unrecht hatte. Aber ich kaufte keinen Kühlschrank, weil ich nicht in die Zusatzgeschäfte verwickelt werden wollte, die diese armen Verkäufer anzubieten gezwungen sind. Nachdem sie einen bereits dazu gebracht haben, sich ein bestimmtes Gerät zuzulegen, müssen sie als Nächstes versuchen, einem eine Versicherungspolice oder einen Wartungsvertrag anzudrehen, indem sie darauf hinweisen, wie unzuverlässig und ineffizient das Gerät ist. Das ist für keinen Verkäufer eine einfache Aufgabe, und ich wollte nicht miterleben, wie sich Darren an ihr versuchte. Dafür hatte ich zu viel Achtung vor ihm.

Außerdem wollte ich noch mit Kevin verhandeln, bevor ich zuschlug. Ich wollte einen kleinen Kühlschrank nehmen, einen Würfel mit ungefähr sechzig Zentimeter Kantenlänge, der auf den Rücksitz einer Limousine passen und dadurch meine Chancen, mitgenommen zu werden, deutlich erhöhen würde. Nun gut, der Tramper, den ich vor all den Jahren gesehen hatte, war heroisch genug gewesen, das Vorhaben mit einer überdimensionierten Kühl-/Gefrierereinheit zu wagen,

aber vielleicht wollte er nur ein Stück weit die Straße hinauf und nicht solch eine gewaltige Reise unternehmen, wie ich sie plante.

Die Verhandlungen waren einfacher, als ich erwartet hatte. Wie sich herausstellte, glaubte Kevin keinen Augenblick lang, dass ich so dumm sein würde, dieses Unternehmen wirklich durchzuführen, und daher bereitete es ihm auch keine Schwierigkeiten, meine Bitte zu akzeptieren. Er war, wie eigentlich leicht vorhersehbar gewesen war, ziemlich überheblich, was die ganze Angelegenheit anging.

»Größe spielt keine Rolle«, spottete er.

Ich habe diese Ansicht nie geteilt. Meiner Meinung nach sind Leute, die behaupten, dass Größe keine Rolle spielt, einfach nicht groß genug, um zuzugeben, dass sie zu klein sind.

Kevin erhob aber eine Forderung. Nach einem Blick auf die Landkarte bestand er darauf, dass meine Reise nach Tory Island an der äußersten Nordwestspitze von Irland, nach Cape Clear Island im äußersten Südwesten und nach Wexford im Südosten führen sollte. Davon abgesehen durfte ich jede Route nehmen, die mir passte, vorausgesetzt, ich fuhr per Anhalter. Mit einem Kühlschranks. Mir wurde der Luxus zugestanden, auf den ersten Meilen aus Dublin hinaus einen Bus zu benutzen, und Kevin akzeptierte auch meinen Vorschlag, Nordirland auszusparen, weil zweifelsohne die Möglichkeit bestand, dass man meinen Kühlschranks für eine Bombe halten würde. Es ist schwierig zu entscheiden, wie hoch eine Wettsumme sein muss, damit man für sie sein Leben riskiert, aber hundert Pfund sind etwas zu wenig.

Es wäre töricht, eine derartige Reise ohne minutiöse Planung anzutreten, da aber dieses Abenteuer derart lächerlich war, hätte es nicht dem Geist der Veranstaltung entsprochen, irgendwie ausreichende Vorbereitungen zu treffen. Ich war der

Meinung, dass es stattdessen das Beste wäre, wenn ich in den Wochen vor meiner Abreise den Gedanken an das, was vor mir lag, so weit wie möglich aus meinem Bewusstsein verbannen würde. Obwohl ich viel über mein Vorhaben redete und in der Achtung meiner Freunde und Kollegen stieg, die eine tief sitzende Bewunderung für solche ihrer Meinung nach romantischen Launen hegten, gelang es mir doch, alle grundsätzlichen Probleme logistischer Art zu ignorieren. Wie jeder Schüler, der auf sich hält, würde ich den Aufsatz erst in der Nacht vor dem Abgabetag schreiben, und es würde schlampiger Pfusch sein, aber gerade gut genug, um mir weitere Probleme vom Hals zu halten. Zumindest hoffte ich das.

Ich hatte beschlossen, dass ich meine Reise im Mai unternehmen würde, einem Monat, in dem Irland, so hoffte ich, ein bisschen trocken und warm, aber noch nicht von Touristen überlaufen war. Mein Agent und ich hatten ein passendes Abreisedatum beschlossen. Man hatte mich um einen sechsminütigen Auftritt bei der Prince's Trust Royal Gala in der Oper von Manchester gebeten. Der Plan war, dass ich vor Seiner Majestät, dem Prinzen von Wales, und einem Publikum von zweitausend Leuten bei einem der wichtigsten Bühnenergebnisse des Jahres auftreten und mich am nächsten Morgen nach Irland verpissen würde, um mit einem Kühlschranks am Straßenrand zu stehen. Für einen Plan war das Ganze ziemlich durchdacht. Worte wie Hölle und grandios, Himmel und lächerlich fielen einem sofort ein, wenn auch nicht unbedingt in dieser Reihenfolge.

Als es nur noch zwei Tage bis zu der Royal Gala waren, wurde ich, anstatt meine Energien auf die Vorbereitung eines Auftritts zu konzentrieren, der meiner Karriere von großem Nutzen sein konnte, völlig von Sorgen über das, was am Tag darauf folgen würde, in Anspruch genommen. Meine Einbildungskraft machte Überstunden und erfand Bilder trostloser, windgepeitschter Straßenränder und mitleidloser Autofahrer.

Ich begann etwas zu verspüren, das einem Gefühl von Panik sehr nahe kam.

Was im Pub noch ziemlich amüsant geklungen hatte, wurde jetzt Wirklichkeit. Plötzlich telefonierte ich, um den Freund eines Freunds dazu zu bewegen, für mich in Dublin einen Kühlschrank zu kaufen, schaute mir verschiedene Sorten von Wägelchen an, die für den täglichen Transport des Geräts geeignet sein könnten, und starrte auf eine Landkarte von Irland, um zu entscheiden, ob ich im oder gegen den Uhrzeigersinn reisen sollte. Und ich hatte Angst. Ich hatte Angst davor, dass die Sache äußerst peinlich werden würde. Ich habe schon früher peinliche Situationen erlebt – wer nicht? –, aber ich hatte das Gefühl, dass das hier derart superpeinlich werden könnte, dass meine Psyche Narben davontragen und meine Nachtruhe nachhaltig beeinträchtigt werden würde.

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, habe ich mir mit meinem Vater immer die Fußballspiele von *Brighton and Hove Albion* angesehen, und wir stellten uns bei jedem Heimspiel auf die East Terrace. Ich stand auf einer Kiste und war von dem ganzen Spektakel gefesselt. Ich war wie verzaubert, nicht nur vom Fußball (schließlich spielte *Brighton and Hove Albion*), sondern von den Anfeuerungsrufen, den Schlachtgesängen, den traditionell zur Schau gestellten Mannschaftsfarben und dem Rattern der Ratschen. Vor allem von den Ratschen. Ich glaube nicht, dass man sie noch sieht oder hört. Sie scheinen nicht mehr in Mode zu sein, aber damals war es bei Fußballfans sehr populär, hölzerne Ratschen wirbeln zu lassen, wann immer einem danach war.

Dann bekam ich zu Weihnachten ein Maschinengewehr. Wenn man den Abzug betätigte, gab es genau das Geräusch einer Ratsche von sich. Ich beschloss, es zum nächsten Heimspiel mitzunehmen und es so zu benutzen wie die anderen ihre Ratschen. Ich weiß nicht warum, aber ich war fest dazu entschlossen, und mein Vater und ich machten uns auf den zwan-

zigminütigen Fußmarsch zum Stadion, und ich trug das Spielzeuggewehr in der Hand. Kurz bevor wir das Drehkreuz erreichten, entdeckten zwei viel größere Jungen mein Gewehr, hoben die Hände und riefen: »Nicht schießen! Nicht schießen!« Plötzlich schienen sich alle Blicke auf mich zu richten. Es wurde viel gelacht. Ich fürchtete mich und fühlte mich gedemütigt und bloßgestellt. Dieser Augenblick verging schnell, aber die Leute hinter uns in der Schlange machten noch ein paar kleine Scherze. Ich war beunruhigt und beinahe verrückt vor Sorge, dass sich die ganze Menge mir zuwenden und rufen würde: »Nicht schießen! Nicht schießen!«

Ich schaute zu meinem Vater hoch, und er lächelte einigen der Witzbolde zu. Er hatte damit kein Problem. Es war nicht seine Idee gewesen, das Gewehr mitzunehmen. Was für eine Idee! Was hatte ich mir dabei gedacht?

Ich bat ihn, das Maschinengewehr zu nehmen und unter dem Mantel zu verstecken. Er sagte mir, dass ich nicht albern sein solle, aber als ich ihn noch mal darum bat und er sah, wie mir Tränen in die Augen stiegen, tat er, was ein Vater in so einer Situation tun muss: Er hielt während des ganzen Fußballspiels ein Spielzeugmaschinengewehr in der Hand.

Ich hatte mittlerweile das Gefühl, dass ich auf eine Blamage zusteuerte, die mindestens genauso groß sein würde. Genau in dem Moment, in dem ich den Kühlschrank zum Straßenrand schob, um mit dem Trampen zu beginnen, würde irgendjemand einen blöden Witz reißen, und schon wäre es um mich geschehen. Das ganze Unternehmen wäre gescheitert, kaum dass es begonnen hatte. Und ich würde nicht meinen Vater bei mir haben, der die Blamage auf sich nehmen könnte. Ich schätze, genau das bedeutet es, erwachsen zu werden: Man muss seine Spielzeuggewehre selbst halten. Oder sich wie die meisten anderen Leute benehmen und mit dem Spielzeuggewehr zu Hause spielen und Kühlschränke nur dazu benutzen, Lebensmittel kühl zu halten.

In der Nacht vor meiner geplanten Abreise schlief ich kaum. Es gibt Anlässe, da greift die Nacht Probleme und Sorgen auf und vergrößert sie derart, dass man um ungefähr halb vier den Eindruck hat, sie seien unüberwindlich. Ich begann wirklich, um mein Leben zu fürchten. Was, wenn ich auf irgendeiner abgelegenen Landstraße hängen blieb, meilenweit im Nirgendwo, und niemand nahm mich mit und die Nacht brach an? Wenn die Temperatur fiel (es hatte vor kurzem geschneit) und ich keinen geeigneten Unterschlupf fand, würde ich vielleicht an Unterkühlung sterben.

Am nächsten Morgen ging ich sofort in Londons bestes Campinggeschäft, um mir das Angebot an Zelten und Schlafsäcken anzusehen. Als ich dort ankam, verwarf ich die Idee eines Zelts sofort wieder. Sogar das Kleinste war zu groß, und ich wusste, ich würde bei dem Versuch, das Ding aufzustellen, an Frustration sterben, bevor der Erfrierungstod überhaupt eine Gefahr geworden war. Stattdessen kaufte ich den besten Schlafsack, den es gab. Er war klein und leicht und kostete über hundert Pfund, aber als ich das Geschäft verließ, hatte ich das Gefühl, dem Tod nicht mehr ganz so nahe zu sein wie in der Nacht zuvor.

Ich packte in betrübter Stimmung. Ich bin sowieso nur sehr selten fröhlich, wenn ich packe, denn es gibt nur wenige Beschäftigungen, die ich weniger mag. Auspacken ist eine davon. Ich hatte es eilig, denn Packen ist etwas, das man immer in letzter Sekunde tut. Alle, die zwei Tage vor der Abreise packen, brauchen dringend seelischen Beistand. Ausgeglichenere Menschen stopfen immer noch Zeug in ihre Tasche, wenn sie das Haus verlassen. Das ist normal.

Diesmal war es besonders schlimm, weil ich für diese Reise einen alten Rucksack hervorgekramt hatte. Ich hatte vergessen, was für widerliche Gepäckstücke diese Dinger sind. Ihr einziger Vorteil ist, dass man keine Hände braucht, um sie zu tragen. Ich schien das schlimmste Modell zu haben, das es auf

dem Markt gab. Von außen wirkte er groß, aber es passte nichts hinein. Nachdem ich zwei Hemden, einen Pulli, eine Hose, Schuhe und eine angemessene Anzahl von Unterhosen und Socken hineingestopft hatte, war er bis obenhin voll, und es bedurfte einiges unwürdigen Quetschens, um das verdammte Ding zu schließen. Oder zuzuzurren. Oder was immer man mit einem Rucksack macht, wenn er nicht mehr offen sein soll. Dann fiel mir ein, dass ich das Regenzeug noch nicht eingepackt hatte. Um das verdammte Ding aufzukriegen, musste ich also wieder an den im Überfluss vorhandenen Riemen und Schnüren ziehen, mit denen er völlig bedeckt zu sein schien. Ich holte alles heraus und wiederholte die ganze Prozedur. Ich hoffte, dass meine Beziehung zu dem Kühlschrank konfliktärmer sein würde. Wie auch immer, ich hatte es geschafft. Ich hatte alles eingepackt, was ich brauchte. Ich begann gerade, mich darüber zu freuen, als mir das Herz in die Hose rutschte: In einer Zimmerecke lag der Schlafsack.

Nun, ich würde nicht ohne ihn fahren. Schließlich würde er mir unter Umständen das Leben retten. Ich sank neben dem Rucksack zu Boden und überlegte mir, was ich opfern könnte, um Platz zu schaffen. Unterhosen? Einen Monat lang ohne Unterhosen mit einem Kühlschrank durch Irland trampeln? Nein, ich würde es mit Unterhosen machen oder überhaupt nicht. Ich starrte den Rucksack an und widerstand der Versuchung, aufzustehen und ihm einen kräftigen Tritt zu versetzen. Dann erkannte ich, dass die ganzen Bänder, Schnüre, Riemen und Schnallen nicht nur dazu da waren, dem Träger des Rucksacks das Gefühl zu vermitteln, ein erfahrener Reisender zu sein, sondern tatsächlich auch eine praktische Funktion hatten. Die Leute, die den Rucksack entworfen hatten, wussten offenbar, dass man beinahe nichts in ihm unterbrachte, und hatten daher dafür gesorgt, dass man unzählige Gegenstände an der Außenseite festbinden konnte. Anderthalb Stunden und viele Flüche später hatte ich den Schlafsack er-